

Der Wegwerfmensch

Begegnungen am Telefon

Franz Schumann, München

Kaum bin ich eingeschlafen, da läutet das Telefon. Ein Mann, der anonym bleiben will, entschuldigt sich für seinen späten Anruf; er will einen Pfarrer sprechen, bevor er Schluß macht, sagt er. Die anderen würden ihn nur belächeln wegen seiner Probleme. Er ist getauft, versteht sich aber nicht als Christ. Für das „Östliche“ hat er viel übrig; aber die Worte Buddhas, die er abends gelesen hat, versteht er nicht mehr. Sein Mitteilungsbedürfnis ist groß. Er stammt aus kleinen Verhältnissen. Seine Mutter ist geschieden und ging putzen; sie hat ihm zwar einen akademischen Beruf ermöglicht, aber er ist ohne Liebe aufgewachsen, meint er. An ein schlimmes Wort von ihr muß er sich immer wieder erinnern: „Wenn ich dich nur ertränkt hätte beim ersten Bad!“ Auf die Frage, ob er verheiratet sei, klagt er: „Ja, aber wie! Meine Frau schimpft und schimpft. Ich bin einfach an allem schuld. Das gestern hat mir den Rest gegeben. Am besten, du räumst dich weg aus dem Leben, sagte sie. Ja, ein Wegwerfmensch bin ich, Müll, den muß man beseitigen.“ Jetzt kommt er wieder auf den Anlaß seines Anrufs zurück: „Wissen Sie, es ist gar nicht so leicht, sich wegzuräumen. Ich habe mich schon nackt in die Kälte gesetzt, mir versucht die Adern zu öffnen, Tabletten genommen. Nichts ist mir gelungen. Irgend etwas holt mich wieder zurück zum Leben. Warum ist das so?“ – Die bohrende Frage taucht auf: Was kommt danach? Was ist das Transzendente?

Nur einer der vielen, die ihrer Umwelt mit dem Selbstmordversuch Schuld zuweisen: Da seht ihr, was ihr angerichtet habt? Oder weiß eine tiefere Seite seines Wesens vielleicht doch, daß er mehr wert ist als nur Müll? Seine Geschichte macht mich betroffen, und ich frage mich: Solltest du ihn nicht zum Übernachten einladen? Sonst bleibt doch deine Behauptung unglaublich, er sei mehr wert als was die Leute von ihm halten. Als ich ihm das sage, meint er: „Nein, das erwarte ich nicht, ich bin nicht arm. Aber so wie jetzt ist das Weiterleben ein einziger Mist.“

„Hören Sie, jetzt empfinden Sie sich wie Menschenmüll“, sage ich. „Aber werden mit Mist nicht Pflanzen gedüngt? Vielleicht hat ein anderer schon in Ihr Erdreich gesät. Nichts muß so bleiben, wie es jetzt ist!“ – „Einer wenigstens verachtet mich nicht“, meint er. „Jetzt sind Sie für mich der wichtigste Mensch.“

Einem unbekannten Pfarrer, dessen Glaubensbekenntnis er gar nicht teilt, dem nimmt er es ab, daß seine Worte so gemeint sind, wie sie klingen. Wenn er mir vertrauen kann, bin ich Medium für etwas, das ich nicht in der Hand habe. Als ich ihm sage: „Irgendwo glauben Sie trotzdem. Ist nicht dort jene Transzendenz wirksam, nach der Sie doch gefragt haben?“, wird es still am anderen Telefonende. „Ob ich glaube, weiß ich nicht. Am ehesten an die Wiedergeburt, wie sie der Buddhismus lehrt. Aber deshalb fällt mir das Schlußmachen so schwer. Das wird mir jetzt klar. Da muß man Unerledigtes selbst aufarbeiten.“

„Alles aufarbeiten?“ antworte ich. „Wir wissen ja gar nicht, was wir alles anrichten. Wie soll man alles hier oder in einem anderen Leben bezahlen können?“ Ob er deshalb anruft, weil er erwartet, daß ich ihm die Angst vor einem Wiedergeburtswesen nehme? Aber Schuldgefühle rede ich ihm nicht aus. „Ja, die Transzendenz“, kommt es wieder sinnierend. „Wäre ich wirklich überzeugt, nach dem Tod ist alles aus, hätte ich mein Leben mit Erfolg beendet. Aber wie kann es das andere Leben geben – Nirwana nennt es der Osten, Sie den Himmel –, wenn wir uns hier die Hölle antun? In meinem Beruf habe ich sie kennengelernt, die Menschen. Deshalb habe ich aufgehört ein Christ zu sein.“

„Also auch Wegwerfverhalten bei Ihnen?“ frage ich zurück. „Weil ihr mich so behandelt, will ich auch mit eurem Christengott nichts zu tun haben – gewiß eine verständliche Reaktion. Ich reagiere auch so: entweder man versteht, achtet und liebt mich, so wie ich es haben will – oder wir sind geschiedene Leute. Ich sehe da keinen Unterschied, ob man sich oder andere, einen Menschen oder gar seinen Gott wegwirft. – Freilich, ein Gott, der Abschiebeverhalten von uns Menschen guthieße, ja selber praktizierte, wäre für mich ein Produkt unserer Angst und Aggression. An einen Wegwerfgott glaube ich nicht. Da sitze ich mit Ihnen im gleichen quasi atheistischen Boot. Der Gott Jesu Christi ist der Vater des verlorenen Sohnes; der hat ihn zwar auch der Verlassenheit ausgesetzt, aber der warf ihn und er wirft uns nicht weg.“

„Ja, wenn ich das glauben könnte!“ meint er. „Irgendwie bin ich gläubig, aber nicht kirchlich. Wenn ich den achtfachen Pfad des Buddhismus gehen könnte, den Haß, die Gier und den Wahn überwände! Aber ich, das Wrack, bin zu schwach dazu.“

„Wahn, Angst“, sage ich, „die sind so real wie Atemnot oder ein Beinbruch, die können einen umbringen. Sie sind Signale für Negatives, das darf man nicht unerledigt liegen lassen, sagten Sie doch.“

Wie soll man aber mit dem Schlimmen fertig werden, wenn es einen fertig macht? „Diese Angst und Verlassenheit“, meint er, „kommt ja immer wieder, die tut fast körperlich weh. Und da ist niemand, der einen

auffängt und umarmt vor dem Abgrund wie der Vater den verlorenen Sohn. Wie schön wäre es dann, wann man einfach nicht mehr lebte – Ruhe hätte für immer! Aber da ist etwas, das läßt einem keine Ruhe, das versetzt einen immer wieder in Panik. Das ist wie ein Sog, ja, da saugt einen etwas aus dem Leben heraus. Man fürchtet, die Kontrolle zu verlieren, denn das Ich ist weg; kein Wille mehr, der sich dagegen stemmen könnte. Ich übersehe dann leicht den Zeitpunkt, in dem ich noch die Telefonseelsorge oder einen Notarzt anrufen würde. In diesem Zustand ist man wie tot. Heute geht es mir besser, aber ich merke, wie der Abgrund wieder auf mich zukommt. Und wenn ich durchgedreht habe, dann wache ich auf wie das letzte Mal, das war schlimmer als die Depression vorher. Davor habe ich Angst.“

Er ist in ärztlicher Behandlung. Er weiß, ich kann nichts für ihn tun. Trotzdem ruft er an, will eine menschliche Stimme hören, jemanden wenigstens akustisch bei sich haben, wenn er den unheimlichen Abgrund näherkommen fühlt. Die 20 000 Anrufe einer Telefonseelsorgestelle lassen ahnen, wie viele Ähnliches durchmachen.

Hornhaut der Seele – Hauruckmoralismus

Ungefähr in dieser Art zog sich das nächtliche Telefongespräch etwa eine Stunde hin. Nie werde ich diese Begegnung vergessen, da mir ein Mann in einem angesehenen Beruf unter dem Schutz der Anonymität eine Not offenbarte, die er vor seinen Kollegen ängstlich verbarg. – Es gibt Leid, das leicht zu Abschiebeverhalten verführt: „Wir sind doch im KZ!“ meinte eine Krebspatientin. Aber nicht eigentlich die körperlichen Schmerzen machen ihr Leben schier unerträglich, sondern die oft spürbare Mauer der Abwehr. Wohl selten ist es gewolltes Wegschieben, sondern eine Art seelische Hornhaut, mit der wir sogenannten Gesunden uns den Blick in den Abgrund ersparen, den wir dunkel ahnen. „Man muß halt glauben und beten, dann werden die Probleme lösbar“, diese Vermoralisierung des Christlichen ins Primitive! Manche „Richtigkeiten“ werden zu Ohrfeigen; oder zu einem Platzregen aufmunternder Worte, die das Erdreich der Seele plattdrücken, so daß kein Same eine Chance hat aufzugehen.

Jenes paulinische „den Heiden ein Heide...“ bedeutet oft im helfenden Gespräch, „den Konfessionslosen ein Konfessionsloser“. Dies ist keine seelsorgerliche Taktik, Glaubensverkürzung aufs Mitmenschliche, sondern Voraussetzung dafür, daß das Erdreich der Seele wieder locker wird; eines der modernen *praeambula fidei* (Vorräume des Glaubens), ja sogar noch mehr: solidarisches Mitexistieren mit den scheinbar vom

Schicksal Verfluchten – weil Er, selbst ein von den Menschen Verworfenener, jedem Verworfenen inexistiert. – Auch ich gehöre zur Gesellschaft von Wegwerfmenschen, die die Sachzwänge kollektiven Ellbogenverhaltens miterstellen. Mancher Bewußtseinswandel ist notwendig, damit christlicher Helferwille nicht ungewollt Abschiebeverhalten fördert.

Um das Gemeinte noch einmal zu verdeutlichen: Eine Suizidgefährdete wird nach ihrer Pensionierung von einer früheren Kollegin angerufen. Sie erzählt dieser, daß es ihr nicht gut gehe, und fügt hinzu: „Jetzt gehe ich nach Altötting beten; dann sterbe ich.“ – „Wie kannst du so dummes Zeug reden“, meint ihre frühere Kollegin, „du, eine gläubige Christin!“

Monate später fand man die Leiche der Pensionistin in stark verwestem Zustand. Auch wenn man ihr den möglichen Eigenanteil an Verantwortung für ihren Selbstmord beläßt, so hat sie auch von ihrem Milieu gelernt, solch „sündige Gedanken“ ständig zu verdrängen, bis es nicht mehr ging. Oder ist es nur böswillige Kritik an einer gar nicht vorhandenen Hornhaut der Seele unter uns, wenn jemand im Gesprächskreis sagt: „Viele Kirchgänger und Nichtkirchgänger halten sich fest an dem, was sie ‚Glauben‘ nennen, so wie mein Mann sich festklammert an seinem Besitz. Aber mit ihren Rezepten, die alle darauf hinauslaufen, ‚reiß dich zusammen!‘, werden sie unsensibel für sich und taub für unsereinen. Kaum einer wie wir (sie hat einen Suizidversuch mit Tabletten hinter sich) traut sich dann mitzuteilen, wie ihm wirklich zumute ist: ‚Wie geht’s?‘ hört man fragen und sagt sich, die verstehen einen doch nicht. Also heuchelt man: ‚Es geht!‘ Und beruhigt zieht der andere davon: ‚Na, dann geht’s ja?‘“ Und jemand anders aus der Gruppe meinte zum Suizid der Altöttingpilgerin: „Sie haben eine Messe gelesen für die Verstorbene, und viele ihrer ehemaligen Kolleginnen kamen. Sie richteten sogar ihr Grab, weil diese keine Angehörige in der Stadt hat. Selbst diese Leute, die mit überdurchschnittlich gutem Willen ihrem Nächsten ‚helfen‘, können erschreckend blind sein. Ich werde den Verdacht nicht los, daß sie mit all dem unbewußt ihr Gewissen beruhigen. Denn wenn eine Frau jahrelang in einem solchen Beruf gute Arbeit geleistet hat, war sie nicht total verrückt. Hätte eine ihrer früheren Kolleginnen den Mut gehabt, wirklich zuzuhören und sich mit ihr auszutauschen, statt sie ungewollt mundtot zu machen mit dem moralischen ‚wie kannst du nur so reden!‘, hätte sie sich dazugehörig und angenommen gefühlt, so wie sie ist, was auch immer sie erlebt – die seelische Verbindung zu ihr wäre nicht abgerissen und sie hätte sich sicher nicht umgebracht!“ Dieses Argument mag keine Allgemeingültigkeit beanspruchen, aber dahinter steht die Erfahrung und Autorität einer Leidenden.

Abschiebementalität – Konsequenz von Festhalten um jeden Preis

Wo Leben nur dann als sinnvoll erscheint, wenn man sich individuell verwirklichen kann; wo menschliches Leben nur solange als erlebenswert erachtet wird, als es (zeitlich oder ewig) etwas „bringt“, wird die latente Angst, zu kurz zu kommen, wird ein Infarkt der Liebesfähigkeit die Folge sein. Auch Grenzpfähle und Markierungen können dann den Dammbruch nicht mehr aufhalten. Die Dunkelziffer an „weggeworfenem“ ungeborenem Leben spricht Bände. Die meisten Opfer dürften das Heer der geschiedenen Frauen bilden sowie die ans Kindermädchen oder ins Heim weitergereichten Wohlstands- oder Scheidungswaisen.

Die neuen diesbezüglichen Gesetze versuchten Ellbogenverhalten mit finanziellen Mitteln einzudämmen; die Scheidungen steigen dennoch. Was geschähe im übrigen, wenn Lieschen Müller eine voll entsprechende Abfindung erhielte, wie z. B. die Frau des Schriftstellers M. S. (sie bekam DM 1,5 Millionen laut Gazettennachricht)? Wären dann die Scheidungsziffern nicht noch höher als die 60%, die das Land Kalifornien schon heute erreicht hat? Vielleicht zerbrächen auch manche jener Ehen, deren Partner, gelassen geworden, mit 60 oder 70 Jahren sagen: „Trotz mancher Stürme und Krisen sind wir doch gut, um nicht zu sagen glücklich verheiratet.“

Egozentrische Mentalität mag auch manche Scharlatanerie in der „Psychoszene“ fördern, von der ein seriöser Eheberater unlängst meinte: „Bitte keine Hexenverfolgungen in unserem Beruf!“ Aber eine Vereinigung psychotherapeutisch geschädigter Ehepartner dürfte es ruhig geben – eine für gruppendynamisch geschädigte evangelische Pfarrfrauen existiert bereits.

Was man anschaut, das wächst – auch das Positive

Die Bibel des Lebens erzählt zum Glück auch davon, daß unerträgliches Schicksal tragbar werden kann. Unvergeßlich jene Mutter – der eingangs erwähnten Frau ähnlich, die zu ihrem kleinen Sohn gesagt hatte: „Wenn ich dich nur ertränkt hätte!“ Sie fühlte sich total überfordert von ihrem mongoloiden Kind und wagte sich eines Tages nicht mehr auf den Balkon, aus Angst, die Kontrolle über sich zu verlieren und ihr Kind vom dritten Stock herunterfallen zu lassen – eine gar nicht so seltene Stimmung unter jungen Müttern, die unter Doppelbelastung leiden.

In der offenen Atmosphäre eines Freundeskreises kann sie ihr Erschrecken vor sich selber zugeben, weil auch die anderen die Maske von der immer ausgeglichenen und gütigen Mutti aufgeben. „Dieses Destruktive in mir“, meint sie, „ist eine schlimme Möglichkeit. Ich weiß

jetzt, wozu ich alles fähig wäre in einer entsprechenden Situation. Aber deshalb werde ich weder eine Rabenmutter noch eine ‚Glucke‘, die ihr Kind mit overprotecting und ewig ängstlichem ‚paß auf!‘ neurotisiert.“

Das Positive im Menschen wächst offenbar nur, wenn man das Dunkle, die Schuld, nicht verharmlost: Ob ich vor dem Kind laut denke, wie die Mutter des Wegwerfmenschen („Wenn ich dich nur ertränkt hätte beim ersten Bad“) oder ob ich solche Beseitigungswünsche nur gelegentlich habe, aber bloß ignoriere und wegstecke, das Kind bekommt destruktive Gefühle besonders von nahestehenden Erwachsenen mit und übernimmt sie als seine eigenen. In beiden Fällen werde ich schuldig am Kind; aber nur im Ernstnehmen des Dunklen geschieht so etwas wie Reifen an der Grundbedingung der Schuld¹.

Offenes Aussprechen, an welch schlimmen Abgründen wir zuweilen stehen, scheint aber allein noch zu wenig, wenn nicht eine Art bedingungsloses Ja unumgängliches Nein zum Verhalten des anderen begleitet. Um das Gemeinte zu verdeutlichen, wieder zur Mutter mit dem mongoloiden Kind. Als dieses, inzwischen sechsjährig, seine ältere Schwester dauernd schikaniert, faucht die Mutter sie an: „Wenn du dauernd die Spielsachen der anderen kaputt machst und keine Rücksicht auf uns nimmst, dann...“ Da fällt ihr die ältere Tochter ins Wort: „Aber ins Heim kommt die Kunigunde nicht, Mutti!“

Soviel Solidarität mit der jüngeren, obwohl sie ständig als die „Ver-nünftige“ zurückstecken muß, löst nicht nur das erschreckte „Ach so?!“ bei der Mongoloiden aus, so daß sie sich wieder eine Zeitlang Mühe gibt; auch die Mutter, die sich so oft am Ende (ihrer Geduld) fühlt, erfährt, wie ihr eine Kraft zuwächst, mit der sie nicht mehr gerechnet hat. Sie weiß wieder, ihre Tochter hat recht: „Abschieben ins noch so gute Heim, das wollen wir nicht; die Kunigunde würde eingehen wie eine Primel.“ Und die Tochter kann wiederum ein schwieriges Miteinander aushalten, weil sie von seiten der Eltern spürt: „Es mag passieren, was will, unsere Eltern halten zu uns.“ Solche Liebe, die den anderen erfährt als den von sich anderen (Karl Rahner), lernt leben mit der Erfahrung völliger Ohnmacht, etwas (aus Eigenem) erreichen zu können. Der Wegwerfmensch spürte, wie ich am Telefon versuchte, seinen Schmerz zu teilen, und erklärte mich als den für ihn jetzt wichtigsten Menschen – gerade bei diesem Eingestehen, daß im Wachsen zwischenmenschlicher positiver Beziehungen der Bereich des Nicht-Machbaren betreten wird!

Gerade die gelebte und ausdrückliche Zustimmung zur Ohnmacht und Wehrlosigkeit der Liebe entriegelt ihre wahre Kraft. Unsere Wolfs-

¹ Vgl. Johanna Herzog-Dürck, *Grundströmungen der Lebensangst*, München 1984, 32 ff.

gesellschaft lebt von Menschen, die versuchen, den Teufelskreis des Wegwerfverhaltens zu durchbrechen. In diesem Sinne ist die Sehnsucht nach Kirche gerade in respektloser Kritik allenthalben spürbar. Denn: „Angenommensein (durch Gott) ist die eigentliche Botschaft der Erlösung (Kardinal Ratzinger vor Behinderten in Attel). Aber diese Botschaft kann nur Wirklichkeit werden, wenn wir aus dieser Grundannahme heraus selbst einander annehmen und so zu Miterlösern werden mit der erlösenden Liebe Gottes. Wo geliebt wird, wo Einanderannehmen geschieht, da ist Gott gegenwärtig.“² Mir scheint, dies gilt nicht nur Behinderten gegenüber.

Wegwerfverhalten auch in der Kirche?

Oben wurde deutlich: Normen können die Funktion von Wegmarkierungen haben, dem Atmosphärendruck gleich, dem wir ausgesetzt sind, ohne den unser Leib sich in Nichts auflösen würde wie eine Seifenblase, einfach weil der Innendruck allein uns zerstören würde. Auch am Widerstand des Du und Wir verwirklicht sich das Ich. Menschliche Normen sind aber grundsätzlich ambivalenter Natur, je nachdem, ob die kreative Spannung von „Innen-“ und Außendruck, von Gesetz und freiem Charisma bzw. Gewissen ausgehalten oder zu Lasten des Schwächeren vermieden wird.

So schützt das katholische Kirchenrecht ungeborenes Leben mit der Strafe der Exkommunikation. Kardinal Döpfner und Tausende von Katholiken haben vor Jahren an der Feldherrnhalle gegen die Straflosigkeit der Fristenlösung demonstriert. Monate später kam eine Frau ins Gespräch, die damals mit auf die Straße gegangen war. Sie hatte inzwischen selber ein Kind abgetrieben und war ein Bündel Tränen, Verzweiflung, dem Nervenzusammenbruch nahe. Zu dieser Tat führte sie die Furcht, in ihrer Kleinstadt wäre sie erledigt, sie könnte nicht mehr in ihrem Beruf arbeiten – mit einem Kind von diesem Mann. Ob das „wegwerfende Milieu“ tatsächlich so reagiert hätte oder nicht, ist unerheblich angesichts der Tatsache, daß sie aus Angst vor dem Spießbrutenlaufen ein Kind tötete, das sie gern liebend angenommen hätte.

Hier geht es nicht um die Frage der Berechtigung kirchlicher Normen, sondern um den manchmal „wegwerfenden“ Geist ihrer Handhabung: Menschen ein derartiges Angst-Ich und „Über-Ich“ anerkennen, so daß sie meinen, sie seien zeitlich oder ewig erledigt, endgültig Verworfen, hat auch damit zu tun, daß sie sich bei bestimmtem Versagen „hinausgeworfen“ fühlen aus der Kirche.

² Joseph Kardinal Ratzinger, in: Caritas (5/1980) 101.

„Wie kann es das andere Leben geben, wenn wir uns hier die Hölle antun... deshalb habe ich aufgehört, ein Christ zu sein“ – die Zahl derer, die so empfinden wie der Wegwerfmensch, ist Legion. Gewiß oft eine Schutzbehauptung für den lautlosen Auszug aus der Kirche, aber dann auch Ausdruck dafür, daß sie die eigentliche Botschaft der Erlösung (das Angenommensein durch Gott, welches Wirklichkeit wird im Einanderannehmen)³ nur erlebt haben wie ein erzähltes Mittagessen: Man verhungert daran.

Was kann ich tun, wenn ich weiß, daß Kirchengesetze wohl immer von den einen als zu lax, von den anderen als zu unmenschlich erlebt werden und damit nicht nur Halt, sondern auch Angst, Egozentrik und verschiedenstes Wegwerfverhalten auf irgendeiner Seite auslösen? Denn kein Gesetz kann christliche Liebe verfügbar machen.

Wie finde ich einen gnädigen Menschen?

Bei Tisch sprachen vier Angestellte über die kirchlichen „Dauerbrenner“. Eine junge Frau meinte: „Bei der derzeitigen Mentalität der Männer handelt man als Frau verantwortlich, wenn man besser nicht heiratet, sondern die Beziehung aufrechterhält, zu der beide fähig sind. Geburtenregelung oder notfalls eine Abtreibung sind immer noch besser, als ein Kind austragen und nach der Geburt seelisch abtreiben, d.h. es seelisch verwahrlost aufwachsen lassen.“ – „Aber kann man eine Tötung von Menschenleben“, konterte ich, „verglichen mit einer schwierigen Kindheit, verantwortliches Handeln nennen?“ – „Sie als Mann können da gar nicht mitreden“, war die Antwort. Seitdem geht sie mir aus dem Weg. Irgend etwas habe ich falsch gemacht. Sie hat in mir wohl den selbstgerechten „Hauruck-Moralisten“ erlebt. Mir fehlte jenes Einfühlen, jenes Den-Menschen-erst-einmal-voll-Anschauen, das dann von selber den Ton und das Gefühl der Achtung vor dem Andersdenkenden ermöglicht. Freunden gegenüber, die mir sympathisch sind, schwindet der Ton spitzen Rechthabenwollens und weicht dem solidarischen: Wer weiß, in der Situation hätte ich auch versagt. Unter dieser Voraussetzung wird oft ein Eingestehen von Schuld möglich und noch mehr:

„Im Grunde hat der Papst recht (sagte sie), wenn er auf seiner Deutschlandreise gesagt hat: ‚Man kann nicht auf Probe leben, man kann nicht auf Probe sterben, man kann nicht auf Probe lieben.‘ Jeder braucht eine verlässliche Beziehung so nötig wie die Luft zum Atmen. Dann erst kann er sich angenommen fühlen. Trotzdem ist es halt auch

³ Ebd.

wahr: Bei meiner ersten Ehe hätte es eines Tages Mord und Totschlag gegeben. Wir durften uns nicht, aber wir mußten uns trennen. Das Gesetz verbietet uns auch die Wiederheirat, aber unser Gewissen sagt uns, daß wir trotzdem dürfen. Kein noch so gutes Kirchengesetz kann die volle Realität, aus der Gottes Wille abzulesen ist, einfangen. Wir sind halt der krumme Ast am Baum der Kirche. Ursprünglich wollte und sollte er gerade wachsen. Aber da war irgendein Widerstand, eine Mauer, sicher auch von schuldig gewordener Ablehnung. Aber Er hat unseren Ast, krumm geworden und manchmal um 90 Grad gedreht, weiterwachsen und blühen lassen. Sehen Sie sich unsere Kinder an. Darin sollen wir nicht Gottes Liebe zu uns erkennen? Er rechnet doch dem verlorenen Sohn nicht vor, was er alles ausgefressen hat, er sagt nicht: „Du wirst erst aufgenommen, wenn Du alles bezahlt und in Ordnung gebracht hast; erst dann feiern wir ein Fest der Versöhnung!“ Hinter dieser sinngemäß wiedergegebenen Überzeugung von vielen, die eine weniger wegstoßende Mutter Kirche sich wünschen, steht die Autorität mancher an ihrer Schuld Gereiften. Clemens von Alexandrien, gefragt, was er tun würde, um jemanden zum Glauben zu führen, antwortete: „Ich lasse ihn vier Jahre bei mir wohnen.“ Mir scheint, so weit sind wir Diener des Wortes weithin noch nicht. Christsein ist Praxis. Das innere Beisich-wohnen-lassen auch des Dunklen ermöglicht jene Spiritualität des Miteinander, welche Angst, Egozentrik und Wegwerfmentalität abbauen hilft. Viel Erfreuliches geschieht bereits auf diesem Weg. Dennoch scheint eine namhafte Psychotherapeutin den Finger auf eine z. T. noch offene Wunde zu legen, wenn sie meint: „Uns gibt es doch nur und wir haben so viel Konjunktur, weil die Seelsorge zu sehr Religion verwaltet und sich ungewollt die Abgründe der Seele vom Leibe hält. Die Fürsten hielten sich einst Hofnarren, weil sie wußten, daß ihre Höflinge nur gefilterte Wahrheit zu ihnen dringen lassen. Wir sind heute die Hofnarren für die, welche sich ihrer Lebenswahrheit nicht mehr aussetzen wollen.“

Ich wünschte mir, daß sich besonders manche Kirchenfürsten ihren Psychotherapeuten halten. Denn nach Thomas von Aquin gebietet das umfassende Sein das Sollen; und das dürfte mehr beinhalten als das bloße Festhalten an altehrwürdigen Prinzipien, die weiterhin gelten, aber der Übersetzung ins Heute bedürfen. Umgekehrt wäre mancher Theologe hilfreich beim Abrücken von naiver Methoden- und Wissenschaftsgläubigkeit der Psychiatrie etc. Denn ob ein Leben als krank oder geheilt, sinnvoll oder sinnlos gilt, das hängt nicht nur an seiner physischen oder psychischen Funktionstüchtigkeit; das hängt z. B. nicht nur ab von den Symptomen, die die Psychiatrie als „Depression“ oder Suizidgefährdung diagnostiziert. Ob eine sonst gar nicht so depressiv schei-

nende Schauspielerin sich umbringt, weil sie, schwer erkrankt, nicht mehr ihre Bühne hat, die ihr Leben war; oder ob eine alte Frau, die weder über Bühne noch über Geld oder Geltung verfügt, nach schwerer Operation, monatelanger Bettlägerigkeit, einem Tumor im Rücken, mühsam gekrümmt wieder am Stock sich vorwärts schleppt und dennoch sagen kann: „Herr Pfarrer, sehen Sie, wie ich wieder gehen kann, schon 10 Schritte bring ich zusammen!“ – das liegt auch am Lebensentwurf, an der religiösen Grundeinstellung. Dabei ist der Glaube kein Allheilmittel gegen neurotisches Festhalten am bisherigen Lebensinhalt; als Glaubender bin ich immer auch glaubenslos, weil auch mich Martin Luthers religiöses Grundproblem umtreibt – freilich in säkularisierter Gestalt: Wie finde ich einen gnädigen Menschen? Denn der allernüchternste Wegwerfmensch bin ich mir selber und damit auch den anderen – auch meiner Kirche gegenüber.

Macht mein Zeigefinger sie besser, wenn ich sage: Millionen glauben irgendwie, aber nicht kirchlich – wie der obige Wegwerfmensch? Die Art der kirchlichen Machtausübung verstelle den Blick auf Jesus? In ihren Ängsten und in ihrer Einsamkeit suchen aber viele eine Kirche, die der Ort der Freundschaft und wirklicher Begegnung ist – nicht nur den Kult? Wenn ich sage, wir brauchen eine Kirche mit menschlichem Antlitz, würden mit dieser Forderung etwa die Sprechzimmer der Psychiater und Psychotherapeuten von Opfern ekklesiogener oder weltlicher Neurosen leergefegt? Kaum.

Eines aber dürfte klar sein: Ohne die Heilung einer oft unbewußten Daseinsangst in der gläubigen Erfahrung, berechtigt zu sein *vor* jedem Tun, wird der moderne Mensch selbst den Gott des verlorenen Sohnes zu einem Rächergott machen: „Der vergibt nur, wenn...“ Damit mißbräut selbst der Glaube an einen Erlöser zum Selbststrettingsversuch; von der Zersetzungskraft aller Glückssuche aus eigenem Erzwingenwollen gar nicht zu reden. Erst wenn neurotische Mißverständnisse, Ängste und Schuldgefühle aufgefangen, umerlebt und verankert werden in der Erfahrung absoluten Geborgenseins durch alle Verzweiflung hindurch; wenn also ‚transzendierendes Vertrauen‘⁴ gelernt wird nicht nur mit dem Kopf, sondern im Gemüt, erst dann wird sich die Dämonie des Wegwerfverhaltens eindämmen lassen, ja u.U. die Friedlosigkeit und das Böse als überflüssig erweisen⁵.

⁴ Johanna Herzog-Dürck, *Menschsein als Wagnis*, Stuttgart 1960, 99 ff; dies., *Arbeit der Seele*, Hamburg 1972, 29 ff.

⁵ Vgl. Eugen Drewermann, *Psychoanalyse und Moralthologie*, Bd. 2, Mainz 1983, 103.